Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 283 (2010)

Artikel: Das Schweizerische Idiotikon - berühmt, aber wenig bekannt
Autor: Bigler, Niklaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656673

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Schweizerische Idiotikon – berühmt, aber wenig bekannt

Es wiegt etwa 35 Kilogramm, füllt 80 Zentimeter im Regal und ist mit 16 Bänden immer noch nicht ganz abgeschlossen – das Schweizerische Idiotikon ist das umfangreichste Wörterbuch einer deutschen Regionalsprache. Als man um 1880 mit dem Druck begann, waren vier Bände vorgesehen und ein Abschluss nach etwa 20 Jahren; aber am Schluss von Band IV, im Jahre 1901, war man erst in der Mitte des Alphabets angelangt. In gewisser Weise wirkte der Erfolg des Unternehmens wie ein Hemmschuh: Oft fanden Leser der ersten Lieferungen, ihre Region sei darin zu wenig berücksichtigt, und so begannen sie selbst zu sammeln. Immer mehr interessantes Wortgut gelangte so auf die Redaktion und wollte aufgenommen sein. Es gibt auch Mundartwörterbücher mit begrenztem Sammelgebiet; deren Material geht beispielsweise auf Fragebögen zurück und wird nicht durch andere Quellen ergänzt. Anders beim Schweizerdeutschen Wörterbuch: Alles, was der Redaktion bekannt und zugänglich ist, sollte berücksichtigt werden. In Anbetracht der florierenden, ja wuchernden Produktion und Publikation von Mundarttexten in den letzten Jahrzehnten ist das eine gewaltige Arbeit, die im Prinzip gar nie abgeschlossen sein kann.

Idiotikon
Vom Begriff her ist ein Idiotikon eine Sammlung von Idiotismen, das sind die für eine bestimmte Sprache typischen Eigenheiten (griechisch *idios* bedeutet ‹eigen, eigentümlich›).

Die grosse Zeit der Idiotika

war das 18. Jahrhundert; damals glaubte man, die Dialekte (Idiome) der deutschen Sprache durch die Sammlung ihres charakteristischen Wortschatzes vollständig erfassen zu können. Ein Idiotikon sollte also nur Wörter verzeichnen, welche ausschliesslich in der fraglichen Region gebräuchlich sind. Auch bei uns wurde um 1800 an einem solchen Werk gearbeitet: Der Luzerner Pfarrer Franz Joseph Stalder publizierte 1806/12 in zwei Bänden den «Versuch eines Schweizerischen Idiotikon». Die Praxis zeigte, dass das Konzept eines Idiotikons nicht funktioniert, weil es keine geschlossenen, hundertprozentig abgrenzbaren Dialektgebiete gibt. Man findet fallweise immer auch Gemeinsamkeiten mit angrenzenden Gebieten. Das ist auch der Grund dafür, dass Benennungen wie «Berndeutsch», «Luzerndeutsch» usw. als dialektologische Begriffe nur behelfsweise taugen. Auf der höheren Ebene des «Schweizerdeutschen» findet man Gemeinsamkeiten mit dem Bairischen (zum Beispiel *Ross* ‹Pferd›), dem Badischen (*Gufe* oder *Glufe* ‹Stecknadel›) und sogar dem Fränkischen (*Frucht* in der Bedeutung ‹Getreide›, *Chabis/Kapes* ‹Weisskohl›). Wenn das Schweizerdeutsche Wörterbuch bis heute auch den Titel «Idiotikon» trägt, so ist das hauptsächlich als Hommage an Stalders Pionierwerk zu verstehen; das Wörterbuch verzeichnet den ganzen Wortschatz, ohne vorher abzuklären, ob es ausschliesslich schweizerdeutsche Wörter oder Bedeutungen sind.

Eigentlich hätte das Idiotikon nicht mehr und nicht weniger als das Denkmal für eine verschwindende Sprache werden sollen. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts war nämlich die Schweiz in einem starken Umbruch begriffen.

Parasol S 1812, *Paresol* AA (Rochh.), *Bárçsöl* Bs Stdt, *Parisöl, B-* AAAarb. *(-öl)*, Bb., F., Leer. *(-öl)*; B *(-öl*, im E. auch *-öl)*; VO; GR; GA., G.; S, *Barisal* AAWett., Magiw. (Spillm.), *Parisö* GR, *Parisold* BBr., R., *Pardisöl, Pärdisöl* AAWohl. — m. AALeer.; B; GRD.; S; NDW, n. AA oF.; Bs; GRChur, Pr.; L; GA.; aSCHW; UWE.; ZG — Pl. unver. GRD.; S, *-öl* BsL.; B; S, *-öld* BR., *-öler* AAWohl.; GRChur; SCHW; NDW — Dim. *-öli*, in BsStdt *Bärçselleli*, in FJ. *Päräsölti*: 1. a) oft dim., Sonnenschirm(chen) Bs; tw. auch B; L. ‚Wenn so ein Schlärpli mit Rechen und Gabel auf der einen Achsel und mit der andern Hand ein Parisöli haltend heuen geht.' GOTTH. *E⁼ Parisöli mit länge⁼ Fransle⁼* L. *Uha Parisöeli!* scherzh. Einschaltung, wenn das Gegenteil des Erwarteten eintritt BSi. ‚Für ein Parisol.' 1741, OBW Rechn. ‚Ein Parilsol.' um 1750, OBW Tageb. — b) Sonnen- oder Regenschirm GRVal.; NDW. *Es Parisö hebt d' Sunne⁼ und de⁼ Rege⁼ üf* GR. — c) Regenschirm. aaOO. (ohne Bs). *Vo⁼ Barisöle⁼ het-mer weni⁼ g'wüsst zu mīner Zīt; ig weiss, der Pfarrer het der enzig g'ha⁼ am ganze⁼ Lēberbērg* S (Schild). [Der Jude] *het, wo d' Parisöl im A⁼fang vo⁼ dēm Järhundert üf cho⁼ sī⁼, vil rōti Parisöl vo⁼ Paris lo⁼ cho⁼; vorhēr het Niemds keine⁼ g'ha⁼ a's öppe⁼ der Pfarrer und d' Pfarrerne⁼* BsLie. (Meier). ‚Der Gerichtschreiber kam mit Säckli und Parisol.' GOTTH. ‚Ein grüner Hoggenparasol.' S Wochenbl. 1813. S. noch *Hund 1 b* (Bd II 1425); dazu: *es passt z'sāme⁼ wie-n-e⁼ Hund mit-eme⁼ Barisol.* SPRWW. 1869. — 2. (Pl.) Pflanzenn. a) *Parisöler*, Pestilenzwurz, Pet. offic. SCHWE. — b) *Parisoler*, Kuhpilz, Boletus edulis GR ObS.

Ausschnitt aus dem Idiotikon

Mit der Gründung des Bundesstaates traten die alten Grenzen in den Hintergrund, die Eisenbahn steigerte die Mobilität, und das Wachstum von Handel und Industrie auf Kosten der Landwirtschaft förderte die wirtschaftlichen und kulturellen Zentren, während die Bedeutung der Regionen stark zurückging. Unter solchen Voraussetzungen mussten die bisher recht kleinräumigen Mundarten der deutschen Schweiz ins Hintertreffen geraten, und da war es gar nicht so abwegig, ihr baldiges Verschwinden zu befürchten. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch sollte also diese verschwindende Sprache für die Nachwelt festhalten, bevor es zu spät war.

Fritz Staub, der Pionier

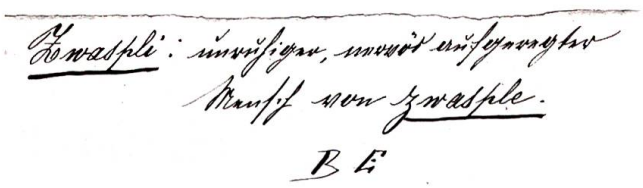
Im Juni 1862 erschien in Zürich ein Flugblatt mit dem Titel «Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs». Angestossen hatte diese Aktion der aus Männedorf gebürtige Bibliothekar und Privatgelehrte Fritz Staub. Seine dramatische Schilderung der Lage und der Dringlichkeit des Projektes erreichte ihr Ziel: Überall entstanden Sammlungen des regionalen Wortschatzes, und nach wenigen Jahren kamen in Zürich Dutzende, ja Hunderte von Schachteln mit Belegzetteln zusammen. Die ersten zwölf Jahre lang galt der Spruch «Ein Mann, ein Wörterbuch»: Fritz Staub machte fast die ganze Arbeit allein, lediglich von einer Schreibkraft und in der Planung vom Vorstand des Trägervereins unterstützt. Er verzichtete anfänglich auf jede Entlöhnung und hatte sein Einkommen als halbtags beschäftigter Bibliothekar der Stadtbibliothek. Von 1874 an kam zusätzlich Ludwig Tobler in die Redaktion; erstmals gab es nun Bundesgelder in Form eines jährlichen «Credits» von 3000 Franken. Heute besteht die Redaktion aus 6 Redaktoren (mit insgesamt 5 ganzen Stellen). Dazu kommen als Teilzeitbeschäftigte eine Redaktionsassistentin, eine Sekretärin und mehrere studentische Hilfskräfte. Die Finanzierung wird von der «Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften» und zu einem kleineren Teil von den deutschsprachigen Kantonen getragen.

Das Konzept des Wörterbuchs bezieht auch

die früheren Stufen des Schweizerdeutschen

mit ein, das ist die seit dem Spätmittelalter in Texten festgehaltene Sprache aus dem Gebiet der heutigen deutschen Schweiz. Ein Wort wie *Pfister* (Bäcker) ist zwar in den lebenden Mundarten nicht mehr gebräuchlich; man kennt es aber als Familiennamen. Das Verb *beite* (warten) war hierzulande bis ins 20. Jahrhundert hinein noch geläufig, und so ist es sinnvoll, auch seine Anwendung in Texten des 14. Jahrhunderts und später zu dokumentieren.

Damit ist auch gesagt, dass im Schweizerdeutschen Wörterbuch nicht nur Wörter mit den zugehörigen Bedeutungsangaben stehen, sondern möglichst immer auch ausführliche Belegtexte als Beispiele für die praktische Anwendung in Geschichte und Gegenwart. Auch



Aus einem Zettel, der Grundlage für das Wörterbuch: «Zwaspli: unruhiger, nervös aufgeregter Mensch von zwasple»

Fremdwörter

werden aufgenommen; frühe Beispiele sind etwa der *Paraplü* und der *Parasol*. Im 19. Jahrhundert war *Parisol* die volkstümliche Bezeichnung des Regenschirms, obwohl das Wort ursprünglich natürlich «Sonnenschirm» meinte. Es gab im Berndeutschen auch den verdeutlichenden Zusatz *Rägeparisol* – analog zum Basler *Sunnebarabli*. Ein anderes Thema sind die Neologismen, Wörter für technische Neuheiten. Als ich neu in die Redaktion kam, wurden gerade der *Tschumbo* (Jumbo-Jet) und der *Transister* (Transistor-Empfänger) angesetzt. Beide Wörter waren damals sehr gebräuchlich; heute aber sind sie aus dem Blickfeld gerückt. Für das Wörterbuch spielt das eigentlich keine Rolle, aber vor 125 Jahren hat man den *Göppel* nicht aufgenommen; als Übername für ein altes Fahrzeug gab es ihn noch nicht, und als Gestänge zur Kraftübertragung erschien er damals zu wenig speziell für das Schweizerdeutsche.

Befremdlich auf die meisten Leser wirkt das

Anordnungsprinzip

der Stichwörter: Diese sind nicht alphabetisch wie etwa im Duden oder im Langenscheidt eingestellt, sondern nach Konsonantengruppen. Die Ansätze *Hand* und *Hund* stehen daher in der gleichen Gruppe, und zwar nach *Hals* und *Hülsche*; viel später folgen *Harz*, *Hërz* und *Hirz*. Wer nicht weiss, ob er sein Wort unter *Baum*, *Boom* oder *Boum* suchen muss, wird innerhalb der Konsonantengruppe *B-m* recht bald fündig, und ein Appenzeller muss nicht verzweifeln, falls er seine Haustiere unter *Hond* beziehungsweise *Gääss* suchen sollte. Das Prinzip ist leicht zu verstehen, wer aber nicht darauf eingehen will, kann sich mit dem Register behelfen. Dann braucht man auch nicht daran zu denken, dass zusammengesetzte Wörter unter ihrem zweiten Glied eingestellt sind (also *Leergotte* unter *Gotte*). In einigen Fällen kann die Suche ohne Register recht knifflig werden, etwa beim *Vörteli* (*Vor-Teil*, also unter *Teil* zu finden) oder gar beim *Füdle (Fud-Loch)*.

Ausblick

In gut zehn Jahren wird einer meiner Kollegen die Schachtel mit *Zwaschpli*, *Zwätschge* und *zwazle* hervorholen und damit die lang erwartete Vollendung des Werks einleiten. Es muss also niemand *verzwazle* (vor Ungeduld verzweifeln), der Abschluss ist absehbar. Dann könnten noch Folgeprojekte anschliessen. In erster Linie wäre der Wunsch nach einem handlichen, leichter zu lesenden Idiotikon zu befriedigen, einer Art Kurzfassung. Weitere Pläne betreffen den Online-Zugang zu den Wörterbuchartikeln im Internet; schon jetzt sind Quellenverzeichnis und Register auf diese Weise zugänglich. Es gibt auch eine ständige Nachfrage nach Auskünften zum Schweizerdeutschen, und diese Dienstleistung sollte weitergeführt werden. Seit der Einführung des E-Mail-Verkehrs hat die Zahl der Anfragen massiv zugenommen; zurzeit sind es etwa 250 pro Jahr. Wir können feststellen, dass ein grosses Interesse an der Mundart besteht. Die schweizerdeutsche Sprache ist nicht untergegangen; da sie sich aber stetig verändert, müssen laufend auch alle ihre Veränderungen festgehalten werden.